

UNSERE HELDINNEN IN DER ZEIT

Barbe-Nicole Clicquot-Ponsardin

Die Witwe Clicquot trank gern und viel Champagner und war eine der erfolgreichsten Frauen des 19. Jahrhunderts – ein großartiges Leben, frei von allem Frauen-Klimbim.

VON Elisabeth Raether | 23. Januar 2014 - 07:00 Uhr

© Gemälde Léon Cogniet/Keystone

Das grimmige Lächeln der
Macht: Die Witwe Clicquot 1861,
in Öl gemalt von Léon Cogniet

Das Problem mit der Macht ist, dass man meist nicht mehr so gut aussieht, wenn man sie sich erkämpft hat. Man hat Falten bekommen, man hat keine Zeit für Sport und Kosmetikstudios, und nach einem 16-Stunden-Arbeitstag ist die Frisur sowieso dahin. Auf dem Bild links sehen wir eine dicke, alte Frau mit einer großen Nase. Sie war, als das Porträt entstand, weit über 70. Der Maler lässt ihren Körper diskret unter viel schwarzer Farbe verschwinden. Sie war eine der mächtigsten Frauen des 19. Jahrhunderts, sie verdiente viel Geld – sehr viel Geld – mit Champagner: die Witwe Clicquot.

Sie hatte schon sehr früh, was wir Frauen von heute uns wünschen: einen tollen Job und beruflichen Erfolg. Dennoch kennt kaum einer noch ihre Geschichte, während ihr Champagner, der Veuve Clicquot, weltbekannt ist. Dass man so wenig weiß über die Frau, die ihn berühmt gemacht hat, könnte auch mit ihrem wenig einnehmenden Aussehen zu tun haben. Denn Madame Clicquot war im gebräuchlichen Sinn des Wortes keine Schönheit. Anders als ihre groß gewachsene Schwester Clémentine soll sie klein und rundlich gewesen sein. Und obendrein auch noch pausbäckig. Jedenfalls hatte sie keinerlei Ähnlichkeit mit jenen gut frisierten und geistreichen weiblichen Idolen der Geschichte, die wir so gern feiern und an die wir uns wie an Vorbilder erinnern: Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim, Karoline von Günderode oder Sissi.

Dabei muss man sagen, dass Barbe-Nicole Ponsardin das Beste aus ihrem rübensnasigen Dasein gemacht hat. Sie fand trotz allem einen Mann, François Clicquot, der ein kleines Champagnerunternehmen von seinem Vater geerbt hatte. Der junge Mann kränkelte und war wohl auch etwas depressiv, er starb, als Madame Clicquot-Ponsardin 27 Jahre alt war. Sie übernahm die Geschäfte, ein Unternehmen, das 110.000 Flaschen im Jahr umsetzte. Als sie 1866 mit 89 Jahren starb, verkaufte die Firma 750.000 Flaschen jährlich. Sie brachte dem Schaumwein, der von den Winzern der Champagne schon seit dem 17. Jahrhundert hergestellt wurde, eine entscheidende Weiterentwicklung: Madame Clicquot erfand das Rütteln. Das war eine geniale Idee, denn erst durch das Rütteln wurde aus dem Schaumwein, der bis dahin eine trübe Suppe war, fein perlender, klarer Champagner. Im Prinzip wird es bis heute so gemacht, wie die Witwe es sich ausgedacht hat: Die Flaschen

werden so bewegt, dass die darin enthaltene Hefe sich absetzt und leicht entfernt werden kann.

Ein Luxusgut war erfunden: ein heute noch global gültiges Symbol für Partystimmung.

Der Witwe verdanken die Angeber dieser Welt also ihre Champagnerduschen und ihre Champagner-Kaskaden, zur Pyramide übereinandergestellte Gläser, in die sie 15-Liter-Flaschen gießen. Ihr verdanken Liebe suchende Männer, dass in Bars Champagnercocktails wie der Pick-me-up gemixt werden, die harmlos prickeln, aber die Wirkung eines Anästhetikums haben: Die Bläschen lassen den Alkohol ins Blut schießen.

Im Leben der Witwe gab es keine Champagnerduschen und keine Pick-me-ups. Madame Clicquot mochte es zwar luxuriös, sie aß und trank gern. Aber obwohl sie der Welt die Champagnerlaune bescherte, war sie selbst von fast mitleidloser Nüchternheit und unerschütterlichem Pragmatismus.

Soweit man das sagen kann, denn viele Worte verlor die Witwe nicht über ihren Seelenzustand. Sie verfasste lieber Listen und Tabellen, um sich zu merken, wem sie Geld geliehen ("4.000 Franc an Madame Bourton") und wie viel Lohn sie Kutscher und Waschfrau ausbezahlt hatte.

Die unzähligen Kladden mit derlei Notizen lagern in den Regalen des Archivs, das das Haus Veuve Clicquot, heute ein Unternehmen des französischen Konzerns LVMH, eingerichtet hat. In einem Nebengebäude des Firmensitzes in Reims werden alle Schriftstücke aufbewahrt, die die Witwe hinterlassen hat. Die Archivarin ist sehr glücklich, zumindest einen Brief der alten Dame zu besitzen, in dem es einmal nicht ausschließlich um Geld geht. Darin spricht die Witwe ihrer in Paris lebenden Cousine ein paar Worte des Muts zu angesichts der unruhigen politischen Situation. Und versichert der Cousine, dass diese Napoleonischen Kriege auch für sie, die Witwe, nervenzehrend seien, da sie den Zahlungsverkehr doch arg behinderten.

Sie hatte keine Angst vor ernüchternden Erkenntnissen: Ihrer Tochter, stellte sie fest, hatte sie leider ihren Scharfsinn nicht vererbt. Schon ein einfaches Gesellschaftsspiel soll für das arme Kind eine Herausforderung gewesen sein. Doch auch hier wusste die Geschäftsfrau Rat: "Weine nicht, Mentine, weine nicht. Wenn ich dich verheirate, kaufe ich dir Geist", tröstete sie das Mädchen.

Sie suchte ihrer Tochter einen Mann aus gutem Hause, der sich ähnlich wie die junge Frau vor allem für schöne Kleider und für Gemüse- und Ziergärten interessierte. Die Geschäfte aber, entschied die Witwe, würde sie einem Deutschen hinterlassen, Édouard Werlé, geboren als Eduard Werler in Wetzlar. Der konnte rechnen, auf den war Verlass. So dachte die Witwe Clicquot. Denn es war schließlich nicht ihr Problem, dass sie im 19. Jahrhundert lebte und die Deutschen und Franzosen ständig Krieg gegeneinander führten, weil sie sich so hassten.

Nicht nur mit Werlé, auch mit den anderen Männern, mit denen sie arbeitete, verband sie eine Freundschaft. Aber Geselligkeit war nicht ihre Sache. Es nervte sie, dass sie als reichste Frau der Stadt ständig irgendwelche Generäle und Adjutanten sowie die Hautevolee von Reims zu Bällen und Dinners einladen und mit ihnen Champagner trinken musste.

Das Flohbraun der Trauerkleidung stand ihr so gut, fand sie, dass sie es zu ihrer Lieblingsfarbe machte: Ihr Leben lang trug sie unauffällige, vielleicht sogar unattraktive Kleider in gedeckten Farben. Folgerichtig legte sie keinen Wert darauf, sich malen zu lassen. Bislang habe man erst zwei Porträts der Witwe gefunden und ein Foto, sagt die Archivarin entschuldigend, aber leider kein einziges, auf dem sie als junge Frau zu sehen wäre.

Madame Clicquot genoss ihre Ungeselligkeit in vollen Zügen. Sie hatte keine Lust, Abendessen zu geben, sie wollte keine hübschen Kleider anziehen, sie wollte sich nicht malen lassen – und es gab niemanden, der sie dazu zwingen konnte. So war sie von allem Frauen-Klimbim befreit, der heute noch so lähmend auf den weiblichen Geist wirken kann: das Nettsein und Nett-aussehen-Wollen, das Anschmiegsame. Und das könnten wir heute von der Witwe lernen: Nicht ihr Erfolg, ihr Geschäftssinn und ihr offenbar sehr guter Weingeschmack sind so faszinierend, es ist ihre Weigerung, gefallen zu wollen. Zur Belohnung ziert jetzt ihr Bild, auf dem sie dick und zufrieden unter einer Art Schlafhaube hervorblickt, den Metalldeckel jeder Flasche, die das Haus Veuve Clicquot verlässt.

Würden wir Frauen von heute uns mal mit der ruppigen Witwe vergleichen, müssten wir uns eingestehen, dass die Gefallsucht uns fest im Griff hat. Man hat eine Zeit lang vielleicht gehofft, die Beteiligung der Frauen am Berufsleben würde dazu führen, dass die Frage der Attraktivität nicht mehr lebensentscheidend für sie wäre. Es ist aber genau andersherum gekommen: Selbst in den fünfziger Jahren, einem dunklen Jahrzehnt, was die Emanzipation betrifft, haben Frauen nicht so viele Gedanken und so viel Geld auf ihr Äußeres verwendet wie heute.

Die Lage sieht derzeit so aus:

Gestandene Frauen rechnen sich Tag für Tag aus, wie viel Gramm Kohlenhydrate sie zu sich nehmen dürfen, ohne zuzunehmen.

Vierjährige Mädchen verzichten auf Eis, weil es dick macht.

Es ist nicht ungewöhnlich, ein halbes Monatsgehalt für eine Handtasche auszugeben, die sechs Monate später niemandem mehr gefallen wird.

Frauen mit Hochschulabschluss ziehen Stiletto an, in denen sie sich ohne fremde Hilfe keinen Zentimeter fortbewegen können.

Nicht wenige Frauen unter 30 verbringen laut einer Umfrage des Kosmetikverbandes VKE 60 Minuten am Tag vor dem Spiegel.

Und weiblicher politischer Protest funktioniert heute so, dass man der Welt seine Brüste entgegenstreckt.

Offenbar ist es so, dass Frauen unbedingt das Signal aussenden wollen: Ich bin zwar unabhängig und erfolgreich, aber ich bin doch eine echte Frau! Als ginge für Männer wie Frauen etwas Vertrautes, Wesentliches verloren, wenn Frauen auf einmal nicht mehr das schöne Geschlecht wären. Als wäre sonst alles viel zu unsicher und unbekannt.

Das Einzige, was die Witwe tat, um ihr Machtstreben und ihre Entschlossenheit zu kompensieren, war, dass sie ab und zu strickte.

Das protzige Schloss Boursault, das sich die Witwe Clicquot vor den Toren von Reims errichten ließ, konkurriert heute als Touristenattraktion mit der berühmten gotischen Kathedrale der Stadt. Reims ist eine kleine Stadt unweit von Paris, wo früher die Könige gekrönt wurden und inzwischen nichts mehr passiert. Vor allem nicht an einem trüben Nachmittag mitten im Winter. Aber in praktisch jedem Restaurant und Café dieser Stadt wird Champagner ausgeschenkt. Das Café du Palais, eröffnet 1930, heute gelegen zwischen einem Turnschuhladen und einem Reisebüro, hat eine Champagnerkarte, die mehrere Seiten umfasst.

Das erste Glas perlt frisch und munter die Kehle hinunter, das zweite sorgt für rote Wangen, die Stimmung steigt, und so ist Reims dann doch eigentlich ein ganz nettes Städtchen. Von der Witwe Clicquot kann man es lernen: Wichtig ist nicht, wie es aussieht, wichtig ist, was drin ist.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2014/05/frauen-barbe-nicole-clicquot-ponsardin>